

DER BOAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Trudchen's Kümmernisse. Novelle von Ludwig Ziemssen. — Entführung. Von A. de Courten. — Lenkothea. Eine Erzählung aus altgriechischer Zeit. Nach dem Französischen von E. M. — Scene aus dem Madrider Carneval. Von Elovera. — Mosaik. — Moderne Handarbeiten (mit Abbildungen). — Beschreibung des colorirten Hutfildes vom 1. Mai. — Wirthschaftsplaundersen (mit Abbildungen). — Schach. — Damespiel. — Räffelsprung. — Auflösungen des Kreis- und des Silben-Räthfels, sowie des Nebus Seite 128. — Correspondenz.

Trudchen's Kümmernisse.

Novelle von Ludwig Ziemssen.

Erstes Kapitel.

„Trudchen! —“
 „Still! War das nicht Mamas Stimme?“
 Der gedämpfte Ruf wiederholte sich nicht; dafür erklang der feine Ton einer Handglocke aus dem Nebenzimmer und machte, daß beide Kinder zugleich von ihren Sitzen aufstiegen.
 „Thu' mir den Gefallen, Felix, und bleib Du bei Deinem Kaffee; Du wirst sonst wieder nicht fertig!“
 „Ich wollte Mama nur guten Morgen sagen.“
 „Den hört sie von Dir lieber, wenn Du rechtzeitig zum Gehen fertig, mit Mütze und Büchern an ihr Bett kommst. Also laß Dich jetzt nur nicht stören!“
 Der zur Eile ermahnte Felix setzte sich, einigermaßen verdrießlich, wieder zu seinem Frühstück, und Trudchen, im Vorbeigehen am Spiegel einen prüfenden Blick hineinwerfend und nach Befund das etwas verschobene Schürzchen zurecht-zupfend, schlüpfte in das dämmernde Schlafstübchen der Mutter hinüber.
 „Bist Du schon wach, einzige Mama?“ fragte sie mit zärtlicher Stimme, indem sie auf dem vor dem Bette liegenden Fußtischen niederkniete und liebevoll der Mutter Antlitz suchte. „Gewiß haben wir Dich mit Tassengeklapper gestört.“
 „Es war gut, daß es geschah: ich hatte so ängstlich geträumt. Zieh den Fenstervorhang ein wenig zurück, liebes Kind, es muß schon spät sein.“
 „Noch nicht ganz acht Uhr!“
 „Ist Felix zur Schule?“
 „Er packt erst seine Bücher und kommt dann, Dir seinen guten Morgen zu sagen.“
 „Und wie steht's mit Papa? Hat er seinen Kaffee rechtzeitig bekommen?“
 „Punkt sechs Uhr. Ich habe ihn selbst hineingetragen und bin wol eine halbe Stunde bei ihm geessen. Es war gestern Abend Correctur vom Verleger eingelaufen und die haben wir mit einander gelesen. Papa erwartet heute Morgen wieder einige Bogen.“
 Die Frau seufzte. „Papa überarbeitet sich! Er sah wol wieder recht angegriffen aus?“
 „Durchaus nicht! Du weißt ja auch, daß schriftstellerische Arbeit seine Freude ist und daß er sich an seinem Schreibtisch am wolsten fühlt. Wie schön geräth ihm aber auch Alles! Eine Zeilen wollte gestern wissen, daß die Kölner Zeitung vor einigen Tagen wieder eine sehr lobende Besprechung seiner „Charaktere“ gehabt hätte. Die müssen wir doch zu bekommen suchen, nicht wahr, Mama? Papa ist im Ganzen zu gleichgültig dagegen und wartet immer geduldig, bis ihm sein Verleger einmal einen Pack Recensionen zuschickt. So wissen gewöhnlich alle anderen Menschen früher von der Anerkennung, die seine Schriften gefunden, als er selbst und wir! Und das ist doch eigentlich nicht in der Ordnung; nicht wahr, liebste Mama?“

„Gewiß nicht! Und wir wollen Herrn Halsert bitten lassen, uns die betreffende Nummer der Zeitung zu besorgen. Er ist sehr gefällig und wird Dir bald genug die

Möglichkeit geben, wieder einmal Deines Vaters Lob zu lesen.“

„Angenehmeres kann er mir auch gar nicht thun, Mütterchen!“

Es entstand eine kleine, ganz kleine Pause; dann sprach die Mutter mit einem gewissen Nachdruck: „Wirklich nicht, Trudchen?“

Fräulein Trudchen hielt Blick und Frage tapfer aus und antwortete resolut: „Nein, Mama!“

„Hm! — Nun, um so besser!“ Die Weiterführung des Gesprächs wurde durch ein leises Knarren der Thür unterbrochen. Felix, zur Schule gerüstet, trat vorsichtig ein und näherte sich, rücksichtsvoll nur mit den Fußspitzen aufstretend, dem Bette der Mutter.

„Guten Morgen, Mamachen!“

„Guten Morgen, mein Jungchen! Komm, gib mir einen Kuß. Bist Du auch recht sauber angezogen?“

Der kleine Mann nickte. „Trudchen hat mich so sehr gebürstet!“

„Das war schön. Und Deine Arbeiten hast Du alle fertig?“

Abermaliges Nicken. „Wir hatten zu heute nicht viel auf. Blos ein paar Verse zu lernen, und einen Abschnitt zu präpariren und eine deutsche Abschrift. Aber denk mir, Mama! Trudchen hat eine Correctur von Dr. Baumgarten mit einem Blaustift durchgestrichen und nicht gelitten, daß ich das Wort so ins Reine schrieb, wie er es wollte!“

„Aber Trudchen! Wie konntest Du nur —! Ich kann mich förmlich ängstigen! Was war es damit? Ich bitte Dich —“

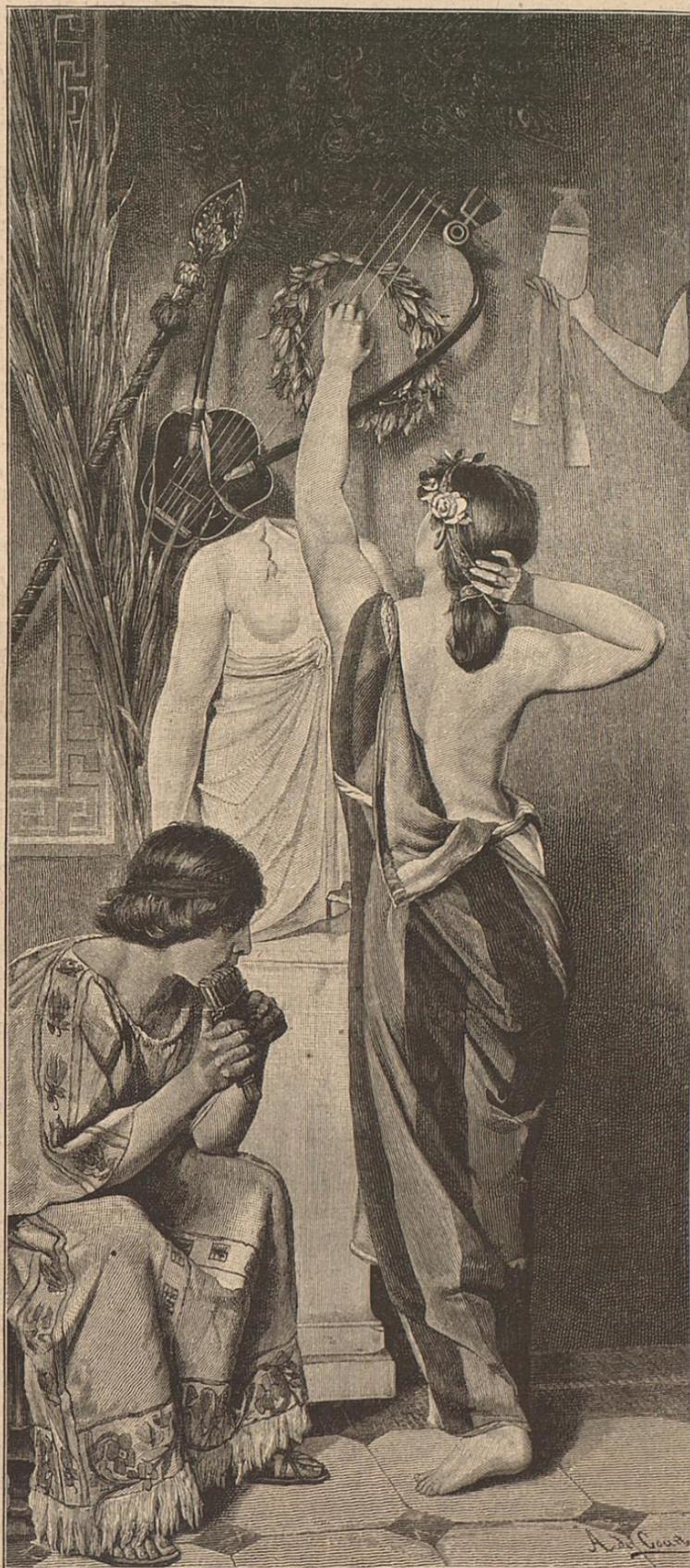
Fräulein Trudchen wurde ein wenig roth, stieß aber ein kleines trotziges Lachen aus. „Was wird's gewesen sein? Er hatte unserm Felix einen Fehler in seine Arbeit hineincorrigirt!“

„Einen Fehler?“ wiederholte die Mutter ungläubig und richtete sich, einigermaßen erregt, im Bette auf. „Wie wäre das möglich!“

„Er hat's möglich gemacht,“ beharrte Fräulein Trudchen kopfnickend. „Felix hatte das Wort „Singrün“ ganz richtig mit einem n geschrieben, und da unterstreicht der Herr Doctor dasselbe mit einem dicken rothen Strich und schreibt zum Ueberfluß noch ein zweites n darüber! Na, das konnte ich doch nicht leiden! Felix soll's ja doch richtig lernen und nicht falsch!“

„Aber ich bitte Dich, Trudchen,“ warf die Mutter etwas zaghaft ein. „Ich habe das Wort doch oft genug mit nn geschrieben und selbst gedruckt gelesen. Da kann es doch wol nicht falsch sein?“

„Das war nach der älteren Orthographie, die auch Dammwild, Wallnuß u. mit Doppelbuchstaben schrieb; aber nach der neueren darf das nicht mehr geschehen. „Singrün“ ist ja nicht von „simen“ abzuleiten; der erste Bestandtheil des Wortes ist vielmehr ein verdunkelter Stamm, der selbständig in unserer Sprache jetzt nicht mehr vorkommt, und darauf ist ja auch in den Vorbemerkungen und Regeln zu dem in der Schule jetzt eingeführten Wörterverzeichnis ausdrücklich



Entführung. Von A. de Courten.

aufmerksam gemacht. Felix hatte also ganz richtig geschrieben.“

„Ja,“ bestätigte der Gelobte kopfnickend, „aber ganz zufällig. Was Trudchen da sagt, davon wußte ich gar nichts. Ein andermal hätt' ich's gewiß mit mir geschrieben.“

„Leicht möglich,“ entschied die junge Orthographin und zog die zierlichen Augenbrauen ein wenig zusammen. „Aber das darf doch nicht zur Regel werden. Herr Dr. Baumgarten hat sich in der Eile des Corrigirens versehen und wird Dir über meine Aenderung nichts sagen. So! und nun (sie blickte flüchtig nach einer kleinen im Gürtel steckenden Uhr), nun ist's die höchste Zeit für Dich, zu laufen. Du kommst nur gerade noch zu rechter Zeit.“

„Ja, mach eilig, mein Jungchen,“ drängte nun auch die Mutter, „und sei recht aufmerksam! Hörst Du wol! Mama hat Dich auch sehr lieb!“

Der Knabe nickte, küßte die blasse Mutter zärtlich und eilte davon, nicht ohne sich einen warnenden Nachruf der Schwester zuzuziehen, als er den Versuch machte, sein Mützchen noch in der Stube aufzusehen.

Etwas ermattet sank die Mutter in die Kissen zurück. „Du hättest es doch nicht thun sollen, Trudchen,“ seufzte sie und wickelte die farblosen Hände in die seidene Decke, die man über ihr Lager gebreitet hatte. „Was wird Dr. Baumgarten nur sagen!“

„Sagen?“ wiederholte das junge Mädchen verächtlich und zuckte mit den zierlich abfallenden Schultern. „Schämen wird er sich und das mit Recht. Wenn er seine Zeit, statt auf andere Dinge, auf die sichere Einprägung dessen, was er den armen Jungen beibringen soll, verwendete, so käme dergleichen nicht vor. Aber lieber steckt er ganze Tage lang mit dem blafirten Spötter, dem Referendar Feldberg, und mit Hedwig Lademann's stutzerischem Bruder und dem Redacteur Wenzel und ähnlichen Kumpanen zusammen, und da wird mit Rauchen und Trinken und Meditiren die Zeit vergeudet, und die Jungen haben den Schaden davon!“

„Aber woher weißt Du denn das Alles, Kind?“ fragte die Mutter mit einer gewissen hilflosen Unruhe in Miene und Ton. „Ich begreife wirklich nicht —“

„Nun man sieht die jungen Herren ja oft genug,“ fiel Trudchen mit ungnädigem Stirnrümpeln (eine sehr glatte, schön gewölbte Stirn sonst) der Mutter in's Wort; „an der Marktecke bei Vincenz, wo sie stundenlang unter der Veranda sitzen und sich bei Kaffee und Cigarren über die Vorbeipassirenden moquieren; oder in der „Harmonie,“ wo sie den Besuchern die besten Plätze wegnehmen; oder im Wäldchen, wo sie durch ihre Gegenwart aller Welt zur Last fallen.“

„Aber Welt zur Last?“ wiederholte die Mutter, aufmerksam werdend. „Also wol auch Euch bei Eurem Feste gestern?“

„Ja freilich!“

„Hm! Du ärgerst Dich vielleicht über Dinge, die Dich nicht kümmern, liebes Kind! Ueberhaupt bist Du neuerdings in einigermaßen gereizter Stimmung gegen die jungen Herren unserer Gesellschaft. Doch davon ein andermal! Erzähle mir ein wenig von Eurer Ausfahrt gestern. Wie war's denn?“

„Nun, ziemlich ebenso wie voriges Mal. Die Wagen hielten wieder vor der Superintendentur und waren recht hübsch bekränzt. Unsere Guirlanden schmückten den ersten Wagen, und die bunten Bänder flatterten in der Luft, daß es ein Vergnügen anzusehen war. So recht frühlingmäßig!“

„Ich kann es mir ganz hübsch vorstellen. Wie viel Wagen hattet Ihr im Ganzen?“

„Fünf, und auf jedem fuhr, außer den Kindern und uns Pflegegeschwestern, eine von den Vorstandsdamen: mit mir die Amtsgerichts-räthin Felten. Sie läßt sich Dir herzlich empfehlen und wünscht Dir recht baldige Besserung. Es ist doch die lebenswürdigste von allen älteren Damen hier!“

„Sehr liebenswerth und verehrungswürdig, in der That! Hattet ihr dann eine hübsche Fahrt bis zum Walde?“

„Sehr! Ein Wägelchen mit den wenigen Musikern, deren wir uns hatten versichern können, fuhr voraus und sie bliesen — nun nicht allzu fürchterlich, darf man sagen. Käthchen Sebald meinte sogar, sie hätten ihren besonders guten Tag gehabt. Das möchte ich nun freilich auch nicht behaupten; aber auf alle Fälle war das Lachen und Gesticuliren, welches das Moquir-Quartett unter der Veranda bei Vincenz verübte, dadurch nicht entschuldigt.“

„Moquir-Quartett!“ wiederholte die Mutter kopfschüttelnd. „Sollen das die vorerwähnten Herren sein?“

Fräulein Trudchen stieg bei der mißbilligenden Frage der Mutter das Blut ein wenig ins Gesicht, doch nickte sie bejahend und fügte erklärungsweise hinzu: „Hedwig Lademann hat diese Bezeichnung für ihren Bruder und dessen Gesellschaft eigens erfunden, und wir haben uns gewöhnt, dieselbe so zu gebrauchen.“

„Sehr unvorsichtig!“ entschied die Mutter ernst. „Dergleichen kann zu großen Unannehmlichkeiten führen und ruft zum mindesten Repressalien seitens der Herren hervor. Ich

muß Dich bitten, Trudchen, bei Deinen Freundinnen (sehr lieben Mädchen sonst) entschieden auf Enthaltung von dergleichen Spott- und Spitznamen hinzuwirken, allermindestens, daß Du vor solchen Dich in Acht nimmst! Nicht wahr, ich darf mich darauf verlassen?“

„Ganz gewiß, Mütterchen.“ Ein zärtlicher Kuß auf die bleiche Hand der Mutter bekräftigte diese Versicherung, dann fuhr Trudchen munteren Tones in ihrem Festbericht fort: „Die Fahrt bis zum Stadtwalde ging in heiterster Stimmung vor sich. Die Kinder jubilirten mit jeder Lerche, die aus der Saat aufstieg, um die Wette, begrüßten jeden blühenden Baum mit Freudengeschrei: es konnte einem das Herz warm machen! Auf meinem Wagen ging es besonders stürmisch zu, und ich war nicht ohne Sorge, daß der fröhliche Lärm der Frau Amtsgerichts-räthin zu viel werden möchte — sie ist doch zu Hause so sehr an Stille gewöhnt; aber im Gegentheil: sie ermutigte die Kinder nur noch mehr, und so kamen wir in ausgelassener Heiterkeit vor der Försterei an.“

„Waren denn dort Vorkehrungen für den Empfang so vieler kleiner Gäste getroffen?“

„Natürlich. Gretchen Linke hatte es übernommen, Tags zuvor hinaus zu fahren und mit den freundlichen Förstereuten die erforderlichen Verabredungen zu treffen, und so war, als wir hinaus kamen, Alles in bester Ordnung. Auf dem freien Platz am See unter den hohen Bäumen waren in langer Reihe die Tische für die Kinder aufgeschlagen und hier standen auch schon die Kaffeetassen und das Weißbrot bereit. Dahin führte eine jede von uns Pflegerinnen ihre Abtheilung, während die Musik, unter der großen Linde posirt, nach Klara Krause's Anordnung, so gut wie möglich ihr „Will ruhen unter den Bäumen hier“ spielte. Dazu schien die Sonne reizend warm, und der See blizte unter ihren Strahlen wie von lauter Edelsteinen auf, und die Kinder jubelten, daß es einem das Herz bewegen konnte — es war ganz allerliebste.“

„Ich kann es mir recht lebhaft und hübsch vorstellen, mein liebes Kind; auch eure Befriedigung, den armen kleinen Kindern einen solchen Freudentag bereitet zu haben! Nun und nachher — da wandertet ihr wol in den Wald, nicht wahr?“

„Freilich. Es wurde ein Lied angestimmt, und dann zog die ganze Schaar paarweis geordnet den Weg hinauf bis zur Rindenhütte, wo wir den Spielplatz eingerichtet haben, und da verfloß der Nachmittag der kleinen Schaar wie im Fluge. Ich habe nie Kinder mit so leidenschaftlichem Eifer spielen gesehen, wie bei dieser Gelegenheit!“

„Es sind arme, im kargen Zwielicht aufgewachsene Kinder, die den Sonnenschein des Lebens, wo er ihnen einmal aufglänzt, mit ungetheilter Hingabe genießen!“

„Ja ja! genau so war es. Wir gönnten ihnen die Freude auch so lange als möglich, und es war fast Abend geworden, als wir wieder vor der Försterei anlangten, wo die Kinder ihr Abendbrot erhalten und dann heimfahren sollten. Soweit war Alles gut und ohne Verdruß abgelaufen.“

„Soweit?“ wiederholte die Mutter beunruhigt und blickte der Tochter prüfend in's Antlitz. „Hattet ihr denn überhaupt Verdruß bei eurem Feste?“

„Freilich! sagte ich's nicht schon vorher, daß das Mo — ich wollte sagen, die vier Herren, von denen wir sprachen, und die sich schon in der Stadt über unsern kleinen Festzug aufgehalten hatten, sich auch im Walde lästig gemacht?“

„Du deutetest dergleichen an,“ versetzte die Mutter bekümmerten Tones und faltete die hageren Finger in nervöser Unruhe in einander; „sprich nur grad' heraus, damit ich aus der Angst komme. Wenn etwas passiert ist, so ist es sicherlich Dir passiert!“

„Aber Mama! Warum sicherlich mir?! In der That habe ich wirklich den Verdruß gehabt; aber das konnte doch eben so leicht Käthchen Sebald passiren oder Hedwig Lademann oder Lina und Klara! Oder meinst Du, daß ich mich unpassend betrüge? Mich überhaupt übermüthigen jungen Herren gegenüber nicht zu benehmen wisse?“

„Das will ich nicht sagen — nein! Im Gegentheil, Du bist ihnen gegenüber Deiner nur allzu gewiß und hältst sie, wie man zu sagen pflegt, kurz genug. Aber auch darin kann man zu weit gehen, kann grade dadurch das hervor-rufen, was man unmöglich machen will! Doch laß mich erst hören, was vorgefallen ist; ich bekomme schon Kopfschmerzen vor Spannung und Aufregung!“

„Arme liebe Mama! Das ist die Sache, wenn sie mich auch einen Augenblick verdroß, wirklich nicht werth!“

„Ich bitte Dich noch einmal, erzähle rasch und ohne Umschweif!“

„Ja! Der Vorfall war folgender: Gleich nach unserer Abfahrt aus der Stadt mußten sich auch die vier Herren, die uns bei Vincenz passiren ließen, wol einen Wagen haben kommen lassen; denn kaum daß wir beim Kaffee saßen, erschienen auch sie auf dem Platz vor der Försterei, gingen, nachdem sie uns aus der Entfernung begrüßt, mit satirischem Lächeln an den Tischen entlang und ließen sich endlich in der Buchenlaube, von wo sie Alles, was wir thaten, bequem

übersehen konnten, unter lautem Lachen und Gespräch nieder. Ihr Duar — ich wollte sagen ihre Gesellschaft hatte sich inzwischen um den jungen Lieutenant — oder eigentlich ist er noch gar nicht Lieutenant, sondern Portepéeführer — von Weber, der zum Besuch bei seinen Eltern ist und auch nicht weiß, wie er seinen Tag unserm lieben Herrgott abstehlen soll, vermehrt, und die begannen da nun ein Trinken und Gläserklirren und Lachen, daß alle Welt nach ihnen hinblickte. Und dabei sahen sie immer zu unsern Tischen herüber und steckten die Köpfe zusammen, wenn wir Pflegerinnen mit den Kindern beschäftigt waren und moquirten sich offenbar über uns und das ganze hübsche Fest!“

„Aber das sind ja lauter ganz ungerechtfertigte Annahmen und Vermuthungen, einziges Kind!“ rief die Mutter, die in steigender Unruhe zugehört hatte. „Vielleicht grade das Gegentheil vom wahren Sachverhalt! Und warum habt ihr unter hundert Zuschauern nur ihr Verhalten controlirt und mit so unerfreulicher Deutung versehen? Dieselbe ist doch rein willkürlich, ja mehr noch, fast von Abneigung und bitterer Voreingenommenheit dictirt. Aber erzähle nur weiter! Das Schlimmste fehlt offenbar noch.“

Fräulein Trudchen war durch der Mutter Art und Weise, die Sache anzuschauen, einigermaßen decontenancirt und empfand offenbar nicht große Lust, den Rest des kleinen Abenteurers zu berichten. Auf einen fragenden Blick der Mutter aber überwand sie sich rasch und fuhr resolut fort: „Die Kinder sollten ihr Abendbrot erhalten, um bald heim-zufahren und wir eilten deshalb, die Teller und Schüsseln zu vertheilen und den Kleinsten die Servietten vorzubinden. Da begannen auch die fünf Herren in der Laube ein Teller- und Gläsergeklapper und riefen nach Bedienung und wollten essen, und der Referendar forderte von dem vorübergehenden Aufwärter mit spöttischer Betonung auch Servietten! Natürlich war das Alles auf uns gemünzt.“

„Natürlich?“ warf die Mutter kopfschüttelnd ein. „Ihr thörlichen argwöhnischen Kinder! Wahrscheinlich ist an Euch dabei gar nicht gedacht worden! Die Herren haben eben auch rechtzeitig essen wollen, um sich dem bevorstehenden Heimzuge anschließen zu können, wie alle übrigen. Und nun — doch fahre fort, fahre fort! ich ahne, daß es ohne Thorheit von eurer Seite nicht abgegangen ist.“

„Aber, Mama, wirklich, Du willst durchaus keine Absicht in ihrem Treiben finden! Ist denn auch das ganz harmlos, daß nach einigem Lärmen und Lachen plötzlich Dr. Baumgarten aufstand, mit einem leeren Teller zu unserm nächsten Tisch (es war der meinige) herüberkam und mit einem Gesicht voll unterdrückten Lachens um „etwas zu essen“ bat, weil er „auch ein Waisenkind sei und Hunger leide.“ War denn das nicht reiner unverhüllter Spott?“

„Ich will Dir nachher antworten,“ sprach die Mutter, in nervöser Hast die Bänder ihres Häubchens lösend; „für jetzt laß mich um Gotteswillen nur erst wissen, wie Du Dich hierbei benahmst!“

„Ja wie sollte ich mich benehmen? Ich mußte des Doctors lächerliches Thun als einen directen Versuch betrachten, unsere Vereinsache, über die sie insgeheim schon oft genug gehöhnt haben mochten, hier vor Aller Augen zu verspotten und war natürlich einen Augenblick sehr gereizt. Doch sagte ich mich schnell, ließ Annchen Heinitz aufstehen und winkte dem Doctor, Platz zu nehmen, was der auch mit erheuchelt dankbarer Miene that und sich seinen Teller füllen ließ. „Als Tischgebet für unser neues Waisenkind,“ sprach ich zu Annchen, die lachend daneben stand, „magst Du, während der Herr Doctor isst, den schönen Psalmvers sprechen: „Wol dem, der nicht sitzt, da die Spötter sitzen;“ und das gute Kind begleitete die Speisung des ungebetenen Gastes mit andächtiger Herfagung des ganzen ersten Psalms. Als sie fertig war, war auch der Gast fertig, dankte mit seiner malitiosen Miene „für erfahrene Mildthätigkeit und erbau-liche Tischrede,“ küßte das gute Annchen auf die Stirn und entfernte sich mit seinem Teller in triumphirender Weise. Daß er von den Genossen in der Laube seiner Heldenthat wegen mit Jubel empfangen wurde, brauche ich kaum zu sagen. Und nun weißt Du Alles, liebste Mama, und mußt mir gleich sagen, worin ich falsch gehandelt habe; denn daß Du auch in dieser letzten Scene nicht ganz zufrieden mit mir bist, sehe ich Dir schon an den lieben Augen an, und darum laß mich mein Sündenregister nur ohne Aufschub vernehmen. Ich bin nun doch nicht eher ruhig, als bis ich Alles weiß.“

Die bleiche Frau, die während Trudchens Erzählung ihr Haupt wie schmerzhaft in die Kissen gedrückt hatte, sah allerdings nicht aus, als ob sie ihres Töchterchens Verfahren völlig billige, und antwortete nach augenblicklichem Schweigen bekümmerten Tones: „Was ich mißbillige, mein Kind, das ist der an Dir schon wiederholt getadelte Ton überhebender Selbstgewißheit, den Du namentlich den jüngeren Herren gegenüber annimmst, und eine Herbheit der Beurtheilung, die weit über das Ziel hinauschießt. Was, um des Himmels Willen, nöthigte Dich, den harmlosen Scherz des Dr. Baumgarten (denn ich mag es betrachten, wie ich will, so ist und bleibt es ein Scherz, den man je nach der Stimmung auch wol

ganz amüſant finden könnte), was nöthigte Dich nun, denſelben ſo gehäſſig aufzuſaſſen, ſo brüſt zurückzuweiſen? Was beſtimmt Dich überhaupt, die Handlungsweiſe jener Herren beſtändig zu controliren und Dich als Sittenrichterin über ihr Thun und Treiben zu geriren? Soll ich Dir ſagen, was ich meine? Weil Du ein fleißiges ſtrebſames Kind ge-
weſen und in jugendlichen Jahren ſchon die Lehrerinnen-Prüfung beſtanden haſt, überdieſ auch Dich im Hausweſen thätig und tüchtig erweiſeſt, glaubſt Du Dich berechtigt, überall Cenſuren auszutheilen und geringschätzig Anſichten über mangelhaft erſcheinende Fähigkeiten oder unzureichende Kraftanſtrengungen hegen zu dürfen."

"Aber, liebſte Mama, wirklich, Du thuſt mir entſchieden Unrecht."

"Das will ich nicht und — ich thu' es auch nicht! Glaub' mir, ich kenne Dich beſſer, als Du Dich ſelbſt! Und es iſt noch ein Zweites, was Dir ſchadet! Die Einwirkung der Miß Mary Fletcher auf Dich und Deinen Freundinnenkreis iſt ja in mancher Beziehung durchaus erfreulich, in anderer aber auch nicht. Wer würde zum Beiſpiel eure Bemühungen um die Pflege der Waiſenfinder, um die Krankenverſorgung, um den Unterricht in der Kleinkinderſchule nicht billigen; aber mit Beſtimmtheit ſehe ich, daß wenigſtens Du aus dieſen Beſtrebungen einen Geiſt frömmelnder Ueberhebung, pröder Selbſtgerechtigkeit aufgeſogen haſt, der Dir einen großen Theil Deiner früheren heiteren Liebſwürdigkeit entzieht. Und darüber ſollte ich nicht bekümmert ſein? Das ſollte mich nicht mit einer Art von Beunruhigung hiñſichtlich Deines ſpäteren Lebens erfüllen, um ſo mehr, als ich durch meine oft leidende Geſundheit zum Unglück vielfach gehindert bin, Dein Thun und Treiben zu überwachen! Es beunruhigt mich mehr als ich ſagen mag."

Fräulein Trudchen war recht blaß geworden, während die Mutter alſo ſprach und ihre Unterlippe bebte, als ſie ſich noch einmal zur Vertheidigung anſchickte; aber die Mutter ſchnitt ihr, ungerührt, ſchon nach den erſten Worten die Rede ab. „Laß mich erſt völlig ausſprechen, was ich Dir gegenüber auf dem Herzen habe, mein Kind. Dann magſt Du mich beruhigen, wenn Du kannſt, oder — widerlegen. Jener häßliche Geiſt pröder frömmelnder Selbſtgewiſſheit macht Dich namentlich gegen die jungen Herren unſeres Geſellſchaftskreiſes geradezu ungerecht. Ich will von den Andern hier abſehen, um mich auf Dr. Baumgarten zu beſchränken, da er am meiſten Deinen Invectiven ausgeſetzt iſt. Aeltere Perſonen, die ihn noch aus ſeinem Elternhauſe kennen, ſchätzen ihn als einen trefflichen jungen Mann von vorzüglichen Manieren; freilich iſt er als geborner Rheinländer zu allerlei Scherzen und heiteren Schwänken aufgelegt und wol wenig darauf gefaßt, daß man ſelbige hier ſo übellaunig und bitter, wie von Dir geſehen, aufnehmen werde. Was mag er nur von Dir gedacht haben! Dazu iſt er ein anregender liebſwürdiger Lehrer, wie ihm allgemein bezeugt wird, und ſehr kenntnißreich, trotz des doppelten n in dem Worte „Singrün“ (Fräulein Trudchens Wangen färbten ſich plötzlich wieder recht roſig); daß er den Lehrerberuf ohne äußere Nöthigung verfolgt, da er von ſeinen verſtorbenen Eltern ein zum ſorgenloſen Leben vollkommen ausreichendes Vermögen ererbt hat, ſpricht doch auch nur zu ſeinen Gunſten, und daß er ſeinen Kaffee als Junggeſelle nothgedrungen in der Conditorei zu ſich nimmt und am liebſten in heiterer Geſellſchaft von Alters- und Studien-Genossen, kann ihm meiſtens nicht zum Verbrechen angerechnet werden. Was bleibt nun alſo als begründeter Vorwurf übrig? Nichts; denn Du wirſt mir ſelbſt zugeben, mein Kind, daß Dein oder euer Argwohn, die jungen Herren möchten unter ſich über eure Diaconieſen-Bestrebungen geſpottet haben, eben nur ein Argwohn, eine aus gereizter Stimmung entſprungene Verdächtigung iſt und jeder Begründung entbehrt. Oder habt ihr Beweiſe?"

"Das nicht, Mama, aber dennoch —"

"Aber dennoch iſt in eurem Areopag unter Miß Fletcher's tugendlich-geſpreiztem Vorſitz das Verdammungs-Urtheil über die jungen Männer ausgeſprochen und damit ein völlig verkehrtes Benehmen eurerſeits fortan zur Norm beſtimmt worden. Liebe Kinder, ich kenne die Zeit ſolcher Thorheiten! Ich bin nicht vergebens jung geſeſen und alt geworden und durchſchaue namentlich Deine Seele, mein Trudchen, ſo klar wie ein Glas Waſſer. Ich bitte Dich, glaub' mir dieſmal mehr als Dir ſelbſt."

Auf Trudchens Antlitß wechſelte Bläſſe mit Röthe, Aergerniß und Getränktheit mit Betroffenheit und Verlegenheit.

"Willſt Du mir nun ein Wort der Vertheidigung geſtatten, liebſte Mama?" begann ſie etwas ſchwankenden Tones.

"Gern, mein Kind," ſprach die Mutter, von der langen Rede und der damit verbundenen Gemüthsbeugung ein wenig ermattet in die Kiſſen zurückſinkend; „ſehr gern, und es ſoll mich freuen, wenn Du — doch ſtill! — ſchlägt es dort nicht ſchon Halb? Halb neun? Nichtig! Dann darf freilich unſer Geſpräch für jetzt nicht länger dauern, da Dein Vater um dieſe Zeit herüberzukommen pflegt und ſicher ſchelten würde, wenn mein Puls noch ſo unruhig ginge wie dieſen Augenblick. Ich muß mich ein paar Minuten in aller Stille erholen und Dich bitten, die Fortſetzung des Geſprächs,

das mir übrigens ſehr wichtig iſt, bis auf heute Nachmittag zu verſchieben. Wollen wir?"

Trudchen war gehorſam aufgeſprungen und nickte, an der Bettdecke und den Kiſſen ordnend, zuſtimmend mit dem hüßlichen Blondkopf, ſagte aber nichts.

"Und nicht wahr, mein Trudchen," flüſterte die Mutter, da ſich ihr Töchterchen mit einem zärtlichen Kuß auf die blaſſe Stirn entſernen wollte; „nicht wahr, Du denkſt inzwiſchen dem, was wir hier ſo unter uns verhandelt, ein wenig nach und ſträubſt Dich nicht allzuſehr, wenn Dir die Ueberzeugung aufdämmern ſollte, daß Deine alte Mama, die auch einmal ein junges trotziges ſelbſtgewiſſes Ding geſeſen iſt, ein wenig Recht hat."

"Liebſte Mama! Gewiß nicht! Wie könnte ich!"

"Gut gut! ſo geh nun, mein Kind, und ſieh einmal oben nach, ob Onkel Eduard auch ſeinen Kaffee ordentlich bekommen hat. Ich fürchte, das Zettchen hat's nöthig, daß man ihr recht auf den Dienſt paßt. Und grüß den Onkel von mir und ſag' ihm, ſeine Theeroje durchduſte mein ganzes Zimmer! Ich weiß, es freut ihn."

Trudchen nickte noch einmal, rückte im Vorübergehen ein paar Stühle und einen Kleiderſtänder zurecht und ſchlüpfte dann leicht aus dem Zimmer.

(Fortſetzung folgt.)

Leukothea.

Eine Erzählung aus altrömiſcher Zeit.

Nach dem franzöſiſchen von E. M.

1. Der Sklavenmarkt.

Seit zwei Stunden ſchon vergoldete die Sonne mit ihren Strahlen den Dom des Caſtortempels in Rom, als vor dem Säulengange deſſelben zwei junge Männer einander begegneten. Der Jüngere hatte die Nacht hindurch geſchwelgt, wie die Unordnung in ſeinen Kleidern und die Müdigkeit, die man auf ſeiner bleichen Stirn las, deutlich genug zeigten. Die purpurverbrämte Tunica hing ihm flatternd um den Leib, die nachläſſig über die Schultern geworfene Toga ſchleppte hinten über die ſchmutzige Straße nach und einige Reſte von Blumenkränzen haſteten noch auf ſeinen parfümirten Haaren, deſſen Friſur wie in Trümmern lag.

"Heil dem Sproſſen des erlauchten Pſillumus," begrüßte ihn ſein Freund und ſchritt mit ihm weiter. „Du zeigſt Dich werth Deines Ahnen Lucius und widmeſt wie er die Ruhe Deiner Nächte der Wolfahrt Roms. Der alte Pſillumus erſand den Mörſer, um das Getreide zu zerreiben — Du ſegſt das Straßensplafter mit einem koſtbaren Purpurmantel rein."

Der junge Schwelger lächelte und nahm den Arm ſeines Begleiters, denn, vom Nebel ſeines Rauſches umfaſſen, ſtolperte er bei jedem Schritte.

"Beim Jupiter!" erwiderte er, „mit wem ich Dich vergleichen ſoll, Quintus Octilius, weiß ich nicht, ſo ſehr ich auch mein Hirn anſtrengte. Wenn ich drei Amphoren Falerner getrunken und meine Stirn mit friſchen Blumen umkränzt habe, dann verwirren ſich meine Gedanken und alle Gegenſtände drehen ſich gleichſam um mich herum. Ich bin dieſe Nacht bei Marcus Lentulus geſeſen; er hat uns ein herrliches Feſt gegeben und ſich endlich einmal von dem gewöhnlichen Schlandrian emancipirt. An ſeiner Tafel wurden wir weder mit Muränen aus Tarteffia, noch mit Steinbütten aus Ravenna oder mit Igeln aus Miſenum abgefüttert. Das Herz ging mir auf, als ich mich von dieſen gewöhnlichen Kochkünſtleien erlöſt ſah, die alle Tage auf unſeren Tiſchen Vorſtellungen geben und die man ſich beim erſten beſten Delicateſſenhändler kaufen kann. Marcus Lentulus hat ſeine Sache beſſer gemacht; jedes Gericht ſeines Speiſezettels bot uns etwas Neues. Beim zweiten Gange ward eine große lebende Meerbarbe in einer Kryſtallſchüſſel von wunderbarer Arbeit aufgetragen, die nicht weniger als 100,000 Seſterzen gekoſtet haben ſoll. Lentulus ſelbſt goß ein paar Tropfen einer ſcharfen Sauce in dieſe Schale. Zuerſt ſchwamm die Barbe voll Kraft und Leben umher, nach und nach ward der Goldſchimmer auf ihrem Rücken matter und ging allmählig durch alle Nüancen des Silbers in Himmelsblau und zuletzt in die feurige Pracht des Purpurs über. Der ſchöne Fiſch hob ſchmerzgepeinigten Kopf aus dem Waſſer, er ſchnellte ſich in die Höhe — plötzlich hörten ſeine Bewegungen auf. Nun gab Lentulus den bedienenden Sklaven Befehl, die Barbe zu zerſchneiden und jedem Gaſte eine Scheibe dieſes göttlichen Gerichtes vorzuſehen."

"Wahrlich," nahm Quintus Octilius das Wort, „die Kochkünſtleien, von denen Du mir eben erzählſt, ſcheinen Dir zu imponiren. Auf alle Fälle bitte ich Dich auf morgen bei mir zu Gaſte. Ich bin ſicher, Lentulus in Bezug auf Originalität und pikante Neuerungen gänzlich zu beſiegen."

"Halt!" unterbrach ihn Lucius Pſillumus, „Du haſt noch Nichts von dem Glanzpunkte des Bankettes vernommen. Acht Negerknaben brachten uns Waſſer zum Waſchen in gläſernen

Schalen, die ſie, nachdem wir uns ihrer bedient, auf ein Zeichen ihres Herrn ſofort am Marmorboden zertrümmerten. Dann traten ebenſo viele ſchöne griechiſche Sklavinnen an uns heran und boten ihr langes, ſeidenweiches Haar dar zum Abtrocknen unſerer Hände. Doch damit war das Ende des Feſtes noch nicht gekommen. Wir vernahmen ſüße Muſik von Flöten und Oboen; plötzlich drehte ſich der ganze Feſtſaal auf verborgenen Angeln und wir wurden auf unſeren Ruhepoſtern mit blißähnlicher Geſchwindigkeit vor eine andere Tafel geſchoben, deren erhabene Pracht der Zeiten des Lucullus würdig war."

"Iſt das Alles?" verſetzte Quintus Octilius geringschätzig.

"Komm nur morgen zu mir und Du wirſt eingeehen, daß Lentulus nur ein gewöhnlicher Garſoch iſt, der ſeine Gäſte bedient wie in einer von Sklaven beſuchten Kneipe."

"Ich willige ein, mein lieber Quintus Octilius. Doch was gibt es da — weſhalb läuft das Volk vor dem Caſtortempel zuſammen?"

"Der Sklavenmarkt hat ſoeben begonnen. Die Händler bauen ihre Gerüſte auf und ſtellen ihre menſchliche Waare aus."

"Bei den unſterblichen Göttern! ich bin neugierig auf ſolches Schauſpiel, das ich noch niemals mit angeſehen habe. Ich bin Herr von fünfhundert Sklaven, aber ich würde ſehr in Verlegenheit gerathen, wenn ich angeben ſollte, wie man dieſen Artikel am beſten einkauft; mein Hausmeiſter hat bis jetzt beſorgt, was ich bedurfte. Laß uns dorthin gehen, Quintus Octilius! Die friſche Morgenluft verſcheucht die Weinnebel und ich kann mich wieder auf meine Beine verlaſſen. Die Wirkungen des Nebenſaftes beſchränken ſich nunmehr nur noch auf meine heitere Stimmung."

Er zog die Enden ſeiner Toga über die Schultern und lenkte ſeine Schritte dem Sklavenmarkte zu; aber trotz ſeiner Behauptung wankte der junge Pſillumus dennoch ſehr bedenklich hin und her.

Der Markt fand auf dem Forum Romanum in der Nähe des Caſtortempels, vor einigen Gaſthäuſern niedrigſten Ranges ſtatt, deren Außeres wenig einladend war. Sklaven waren damit beſchäftigt, auf dieſem Theile des Marktes Gerüſte zu errichten, auf welche rohe Händler Männer, Frauen und Kinder unter brutalen Stößen hinauftrieben. Es war kein heiterer Anblick, dieſe armen Weſen zu ſehen; zumeiſt Opfer des Krieges, losgeriſſen von ihrer Heimath, mußten ſie in der Fremde das harte Schickſal erdulden, für Geld verhandelt zu werden wie das Vieh.

Aber Gefühle des Mitleids ſchienen den vor den Gerüſten verſammelten Menſchen fremd zu ſein. Sie gingen unter den feilgebotenen Sklaven umher, ſchoben ihnen die Kleider zurück, um ſich zu verſichern, daß ſie frei von Fehlern ſeien, öffneten ihnen den Mund und ließen ſie huſten, um am Tone die geſündere oder ſchwächere Beſchaffenheit der Waare zu erkennen.

Währenddeſſen ſuchten die Händler Kunden anzulocken und luden mit heifer-kreiſchender Stimme zum Kaufen ein.

"Tretet heran! Beſehet, prüft und kauft! Wollt Ihr Sklavinnen für die Toilette und das Bad der Damen — wollt Ihr Gladiatoren, kluge Lehrer, Vorſchneider, Tänzerinnen?"

In dieſem Augenblick ließ ſich ein leiſes Ziſchen vernehmen. Aus einer Höhlung in dem alten Gemäuer eines Gaſthauſes, vor dem ſich ein Gerüſt beſand, ſah man den goldgleißenden Kopf einer Schlange erſcheinen. Einer der Händler ſtürzte wüthend auf das Thier zu, um es mit ſeinem Stocke todt zu ſchlagen. Die Schlange verſchlang ſich ſofort, kam aber gleich wieder hervor, ſobald ihr Feind ſich abgewendet hatte. Von Neuem ließ ſie ihr Ziſchen ertönen.

Ein noch ganz junges, kaum den Kinderjahren entwachſenes Mädchen, das auf dem Gerüſt zum Verkauf ausgeſtellt war, wandte ihren Blick der Schlange zu und ließ eine Thräne fallen.

"Verwünſcht in die Unterwelt ſei die Zauberin mit ihrer Schlange!" ſchrie der Sklavenhändler. „Seit ich dieſe erbärmliche Creatur von den Seeräubern gekauft, folgt mir die Schlange überall hin nach und erſchreckt mich unaufhörlich mit ihrem drohendem Geziß."

Die Menge lachte und begann, die Schlange zu beobachten. Der Händler fuhr fort, ſeine Waare dem Publicum anzupreizen, war aber auf der Lauer, um dem Reptil mit ſeinem Stocke den Garauß zu machen. „Hier ein Koch!" rief er, „er hat ſchon bei mehreren vornehmen Bürgern Roms gedient."

"Warum haben dieſe ihn nicht behalten — was hat er für Fehler?" fragte man.

Der Händler zeigte mit dem Finger auf einen Zettel, der am Haſe des Sklaven befeſtigt war mit der Legende: „Ich bin kurzſichtig und kann nicht leſen."

„Er iſt jähzornig, zu Wuthausbrüchen geneigt und muß ſtets durch Peitiſche und Halſeiſen zum Gehorſam zurückgeführt werden," erklärte der Verkäufer. „Aber, römiſche Bürger, darin ſehe ich keinen beſondern Fehler; wenn man nur zu prügeln hat, um einen guten Sklaven ſich zu erhalten, ſo ſcheint mir die Sache nicht ſchwer. Gebt Acht! Steh auf!" ſchrie er den Unglücklichen an. „Sperre den Mund auf, damit man Deine Zähne ſieht, ziehe Dein Gewand ab und zeig' die



Szene aus dem Carneval. Von Flobera.

Striemen auf Deinem Rücken, die Dein hitziges Blut Dir eingebracht hat. Auf! Gehorche! Mach schneller, Geselle!"

Und er hieb mit der Peitsche auf den Sklaven ein.

Dieser selbst gab keinen Laut von sich; aber das junge Mädchen, das neben ihm zum Verkauf ausgestellt war, brach besinnungslos zusammen.

„Welch eine empfindsame, weiche Creatur!" rief der Händler lachend. „Gebt Acht, Bürger, wie ich Zufälle zu vertreiben und junge Damen, die in Ohnmacht fallen, wieder in's Leben zurückzurufen verstehe!" Er hob den Arm, schlang die Peitsche und schickte sich an, das arme Kind zu schlagen, als einer der Zuschauer ihn zurückhielt.

„Schlage sie nicht!" rief dieser.

Der Händler drehte sich zornig um, die Person, welche sich zwischen ihn und sein Opfer gestellt, mit Schimpfreden zurückzuweisen. Er schwieg jedoch, denn er sah sich einem Manne von noblem Aeußeren gegenüber, dessen Miene und Haltung auf hohen Stand schließen ließen.

„Willst Du die Sklavin kaufen?" fragte der Händler mit unterdrückter Wuth im Tone, aber er mäsigte sich, um einen etwaigen Kunden nicht zu verschrecken.

„Vielleicht!" lautete die ruhige Antwort. „Aus welchem Lande ist das Mädchen?"

„Siehst Du nicht die Krone auf ihrem Kopfe? Das bedeutet doch, daß sie auf einem Kriegszuge gefangen wurde. Sind ihre Füße nicht mit Gips bestrichen, zum Zeichen, daß sie über das Meer nach Rom gebracht worden? Uebrigens habe ich sämtliche Vorschriften der Behörde erfüllt, denen gemäß allen Stücken Vieh, die zum Verkauf gestellt werden, ein Zettel am Halse hängen muß, auf welchem ihre Fehler und Krankheiten verzeichnet stehen. Dem Mädchen dort habe ich einen weißen Zettel um den Hals gebunden, denn ich weiß von ihm nichts Näheres. Ein aus Numidien zurückgekehrter Centurio, dem ich zwanzig Sklaven abkaufte, gab sie mir nebst fünf oder sechs anderen Kindern mit in den Kauf. Nun — willst Du sie kaufen oder nicht — habe schon mehr Worte über sie verloren als sie werth ist — schlag ein, ich gebe sie billig."

Während dieser Rede befeuchtete der Römer die Schläfen des jungen Mädchens mit frischem Wasser und es schlug die Augen bald wieder auf. Sie hob das Haupt, sandte schmerzensvolle Blicke um sich und sagte dem Beschützer einige Worte in fremder Sprache, die ihn erzittern machten.

„Wie viel verlangst Du für diese Sklavin?" wandte er sich an den Händler.

„Nur wenig — hundert Sesterzen."

Der Unbekannte zog einen kleinen Beutel aus den Brustfalten seines Gewandes und begann, dem Händler die Summe zuzuzählen. Als Letzterer aber sah, wie bereitwillig der Fremde war, den Kauf abzuschließen, gereute es ihm, keine größere Summe gefordert zu haben. Nachdem er die hundert Sesterzen empfangen, zählte er die Stücke einzeln nach und sagte dann: „Du hast mir nur hundert Sesterzen gegeben."

„Ich dachte doch, wir hätten uns über diesen Preis geeinigt."

„Zweihundert Sesterzen habe ich verlangt," behauptete der Händler mit um so größerer Unverschämtheit, als er sich durch das Lachen des Pillumus und dessen Freundes Lucius Dvilius, welche der Scene beigewohnt, ermutigt fühlte. „Ich nehme die beiden römischen Ritter dort zu Zeugen," fügte er hinzu, indem er sich an sie wandte.

Der Unbekannte musterte das junge Mädchen mit einem Blicke voll Schmerz und Mitleid. Nach kurzem Zaudern zog er aus seinem Beutel weitere hundert Sesterzen und gab sie dem Sklavenhändler.

„Warum bezahlt dieser Mensch so viel Geld für ein so schwächliches Wesen?" fragte Quintus Dvilius seinen Freund Lucius Pillumus. „Betrachte sie — sie ist blaß, krank und abschreckend mager. Innerhalb dreier Monate hat das Fieber, dessen Spuren sich deutlich auf ihrem Gesichte zeigen, sie dahingerafft."

„Beim Hippokrates! Ich muß Deinen medicinischen Scharfblick bewundern, Quintus Dvilius! Aber erlaube mir die Bemerkung, daß Du Dich besser darauf zu verstehen scheinst, die Gesundheit einer Frau als ihre Schönheit zu beurtheilen. Beobachte nur, wie das Mädchen trotz der Lumpen, die es bedecken, eine edle und keusche Haltung zu bewahren weiß; seine von Gram und Sorge zwar abgemagerten Züge zeigen eine wunderbare Regelmäßigkeit und seine Augen würden im feurigsten Glanze des Orients funkeln, wenn der Schmerz sie nicht umflorte — jener Mann ist ein Kenner!"

„Du irrst! Er hat nicht einmal beachtet, daß die Haut des Mädchens mit Terebinthenöl eingerieben ist, um die Poren zu erweitern und die Hagerkeit ihrer Glieder zu verbergen."

„Bei meinem Ahnen, Dvilius! ich will Deine hartnäckige Behauptung durch ein unwiderlegbares Factum niederschlagen. He da, Mensch! Ich biete Dir dreihundert Sesterzen für Deine kleine Sklavin."

Der Händler grinzte vor Freude.

„Du hast es gehört!" wandte er sich zu dem unbekanntem

Manne, der sich eben anschickte, das junge Mädchen fortzuführen. „Nimm Deine zweihundert Sesterzen zurück. Du hast vergessen, mir den Handschlag zu geben — ich kann das Geschäft noch widerrufen."

„Du bist ein treulofer Geselle! aber ich werde meinem Rechte Achtung zu verschaffen wissen. Dort geht eben ein Medil vorüber."

Der Medil schritt auf das ihm von der Menge, die Partei für und wider nahm, kund gethane Verlangen gravitatisch näher, vernahm die Klage des Unbekannten und entschied dann: „Du hast dem Händler den Handschlag nicht gegeben; der Kauf ist nach den Gesetzen nicht vollgiltig. Nur bei gleichen Geboten hast Du gegen Deine Mitbewerber das Vorrecht."

„Zweihundert Sesterzen dem," sagte der Unbekannte.

„Einen Augenblick, einen Augenblick!" rief Pillumus, den diese Scene höchlich ergötzte. „Ich gebe tausend Sesterzen!"

Die junge Sklavin blickte in tödtlicher Angst umher. Sie warf sich dem Unbekannten zu Füßen und flehte ihn an, sie nicht zu verlassen. Durch Gebarden verstärkte sie ihre Bitten, berührte mit der Hand Stirn, Brust und Schultern und wiederholte dabei ein Wort, bei welchem sich der Unbekannte jedesmal verneigte, sobald er es vernahm.

„Ich biete fünfzehnhundert Sesterzen."

„Und ich zweitausend."

„Dreitausend!" rief nun seinerseits Quintus Dvilius.

„Viertausend!"

„Sechstaufend!"

„Zehntausend!"

„Zwanzigtausend!" rief Pillumus unter lautem Lachen. Der Unbekannte schien zu erschrecken, das junge Mädchen weinte. Er trat auf Pillumus zu.

„Römischer Ritter," sagte er, „dieses Kind ist krank und wird nicht mehr lange leben."

„Was schadet das?"

„Weshalb liegt Dir so viel daran, sie zu besitzen?"

„Genau aus demselben Grunde wie Dir. Die Begierde, welche Du zeigst, ihr Herr zu werden, hat auch mich erfaßt."

„Nun, wenn Du ihn annehmen willst, so schlage ich Dir einen vortheilhaften Handel vor. Würde es Dir gefallen, statt jenes jungen Mädchens einen kräftigen Mann in der Blüthe der Jahre zu erwerben, der Dir ergeben dienen wird, griechisch versteht und Dir hunderttausend Sesterzen einbringt, wenn Du seiner überdrüssig werden solltest?"

„Und wo ist dieser Sklave?"

„Vor Deinen Augen."

„Du — ein freier Mann! Du willst Dein Leben daran setzen, um der Herr dieses jungen Mädchens zu werden?"

„Ich will ihr die Freiheit wieder schenken."

„Du kennst also ihre Familie? Ist sie Deine Tochter oder Deine Schwester?"

„Ich kenne sie nicht; ich sehe sie heut zum ersten Male."

„Du hast Dich also sterblich in sie verliebt?"

Ein vornehmes Lächeln voll Verachtung umspielte die Lippen des Unbekannten.

„Und für eine Frau, die Du nicht liebst, die nicht zu Deiner Familie gehört, die Du zum ersten Male in Deinem Leben siehst, willst Du, ein freier Mann, der sich mit den Wissenschaften beschäftigt hat, Dein ganzes zukünftiges Dasein aufgeben und Dich zu einem getretenen Sklaven erniedrigen?"

„Ich thue es, um meinem Herrn mich wolgefällig zu erweisen."

„Du hast also schon einen Herrn — und eben bietest Du mir Deine Freiheit an?"

„Ich bin römischer Bürger und habe Niemandem zu gehorchen."

„Beim Jupiter! unter solchen Umständen bin ich neugierig, zu erfahren, wie es sich mit der Wahrheit Deiner Angaben verhält; dieses Räthsel zu lösen lohnt sich der Mühe. Ich bin heute Morgen auf Abenteuer ausgegangen und, in der That, was könnte man wol Merkwürdigeres finden, als einen freien Mann, der einen Herrn hat, und einen römischen Bürger, der seine Freiheit opfert, um eine Sklavin auszulösen, die er zum ersten Male sieht, wie er sagt. Ich gehe den Handel ein, den Du mir vorschlägst, Dein sei die Sklavin, aber Du gehörst mir!"

Der Unbekannte gab ein Zeichen der Einwilligung.

„Ich verlange nur eine Stunde Frist von Dir, um das junge Mädchen an einen sichern Zufluchtsort zu bringen; von da ab begehle ich mich ohne Bedingung in Deine Gewalt."

„Diese Stunde sei Dir gewährt. Wenn sie veronnen, dann findest Du Dich in meinem Hause ein an der Via triumphalis, gegenüber dem Theater des Marcellus."

Er zog ein Elfenbeintäfelchen aus den Brustfalten seiner Tunica und grub mit einem goldenen Stifte einige Zeilen in das die dünne Platte bedeckende Wachs.

„He, Händler, hier ist eine Anweisung auf meinen Hausmeister, welcher Dir die zwanzigtausend Sesterzen für das Mädchen auszahlen wird. Komm hierher, Sklavin."

Das arme Kind gehorchte dem Wink des Pillumus und warf sich in heller Verzweiflung vor seinem Käufer auf die Kniee.

Pillumus nahm ein As in die Hand, eine kleine römische Münze, und sprach dann folgende Formel: „Ich thue hiermit kund, daß dieses Mädchen nach den Gesetzen der Quiriten mir gehört und daß ich es mit diesem Gelde und mittelst dieser Wage gekauft habe."

Er warf das Kupferstück in die Wagschale des Sklavenhändlers; laut tönte das Metall. Nachdem diese Formlichkeit abgethan war, wandte er sich zu dem Unbekannten.

„Ich verkaufe Dir meine Sklavin für vier As — willst Du sie dafür nehmen?"

Die Menge, welche sich um Pillumus angesammelt, klatschte dieser Frage mit den Händen Beifall; sie sah in ihr nur einen neuen Ausbruch des Uebermuthes. Der Unbekannte lächelte verächtlich.

„Hört!" sagte Pillumus, „er will eine Sklavin nicht für vier As kaufen, die ich mit zwanzigtausend Sesterzen bezahlt habe!" Darauf neigte er sich gegen den Unbekannten und raunte ihm hastig in griechischer Sprache die Worte zu:

„Nimm keinen Anstoß an dieser scheinbaren Thorheit. Wenn Einer unter dem Plebs auch nur ahnt, daß jenes Mädchen eine Christin ist, so würde man es in Stücke zerreißen."

„Ich nehme an!" sagte der Andere.

„So gib mir die vier As," verlangte Pillumus.

„Hier sind sie."

„Erfülle jetzt die üblichen Formalitäten."

Der Unbekannte warf nun ebenfalls eine Kupfermünze in die Wagschale und sprach die Formel.

„Sie gehört Dir," sagte Pillumus.

Der Unbekannte faßte die Hand der jungen Sklavin und führte sie vor den Stuhl eines Prätors; ihm nach drängte sich die neugierige Menge, welche sehen wollte, wie die Scene endigen würde. Vor dem Beamten legte er seine Hand auf das Haupt der jungen Sklavin und sagte: „Ich, römischer Bürger, will, daß diese Frau frei sei und in die Rechte einer römischen Bürgerin trete."

Er zog seine Hand zurück. Der Victor berührte mit seinem Ruthenbündel dreimal den Kopf des jungen Mädchens; der Unbekannte faßte sie am Arm, drehte sie auf den Absätzen herum und gab ihr einen leichten Schlag auf die Wange.

„Du bist frei fortan und im Besitze aller Rechte einer römischen Bürgerin," sagte der Prätor, „gehe, Mädchen!"

Als der Richter so gesprochen und dem Unbekannten die amtliche Urkunde der Freilassung des jungen Mädchens eingehändigt hatte, faßte Letzterer ihre Hand und verließ mit ihr das Forum Romanum.

Als Pillumus sie fortgehen sah, zog er eine silberne Flöte aus den Brustfalten seiner Toga und ließ drei schrille Pflöte ertönen. Sofort erschien, wie aus dem Erdboden hervorgezaubert, ein mißgestalteter Zwerg und drängte sich rücksichtslos dicht vor seinen Herrn. Ein struppiges Bließ langer, gekräuselter Haare bedeckte seinen großen Schädel und seine Stirn, um die er ein breites Silberband gewunden hatte; Ohrringe aus demselben Metall hingen ihm fast bis auf die Schultern herab; um Hals und Nacken trug er eine Art Joch, gleichfalls aus Silber, dessen weißer Glanz einen seltsamen Contrast zu seiner ebenholzschwarzen Haut bildete. Sein einziges Kleidungsstück bestand in einer roth gefärbten, durch einen Metallgürtel um seine Hüften festgehaltenen Tunica und ließ seine schief auseinanderstehenden Beine gänzlich nackt. Sein Gesicht erschien wie eingedrückt; der riesige Mund spaltete das Antlitz in zwei Hälften von einem Ohr zum andern; finsterblickend rollten seine Augen in ihren Höhlen; er glich einem Dämon der Unterwelt.

Pillumus deutete auf den Unbekannten, welcher mit dem Freigelassenen von dannen schritt. Der Zwerg betrachtete seinen Herrn verständnißvoll, ließ eine Art rauhen Murrens vernehmen und hestete sich dann an die Sohlen der Beiden, die der junge Patricier ihm bezeichnet hatte.

„Mein theurer Quintus Dvilius," wandte Pillumus sich zu seinem Begleiter. „Die Nacht war schön, der Morgen noch schöner — wir können jetzt nach Hause gehen."

Die beiden jungen Männer grüßten einander durch Verneigen des Hauptes und trennten sich dann.

Pillumus befand sich unweit seines Palastes, als Dvilius ihn verließ. Sobald er seine Schritte dorthin lenkte, beeilte sich ein Sklave, der am Portal angeketet war, die Thür zu öffnen, ehe sein Gebieter noch mit der silbernen Glocke läuten konnte, die an einer Kette von gleichem Metall vor der Wohnung oder vielmehr vor dem Käfig des Thürhüters befestigt war. In Gemeinschaft mit einem großen Hunde aus den Pyrenäen bewachte der Dstarius oder Thürhüter Tag und Nacht das Haus. Man wählte zu diesem Amt gern Sklaven von besonderer Körperstärke, die nöthigenfalls im Stande waren, unbetene Besucher, Gläubiger oder Schmarotzer mittelst einer großen Peitsche zurückzutreiben. Seit fünfzehn Jahren schon lag der Thürhüter des Pillumus an seiner sechs Fuß langen Kette, von der er niemals losgekommen war.

Pillumus schritt durch mehrere Gemächer seines Hauses und begab sich in eine Gallerie, die an einem großen Garten sich hinzog. Er legte sich oder vielmehr er warf sich auf ein

Ruhebett aus kostbarem Terebinthholz mit Federkissen, die ein Saum aus weichem Maulwurfspelz umzog. Ein kleiner schwarzer Sklave eilte herbei und brachte seinem Herrn eine Vase, in welche dieser die Ringe warf, mit denen seine Finger, nach der Sitte jener Zeit, überladen waren. Nach den Zechgelagen der Nacht und nach seinem Morgenspaziergange verspürte der junge Römer ein unabwiesbares Verlangen nach Ruhe. Kaum hatte er sich ausgestreckt, so fielen ihm die Augenlider zu. Sofort gaben die Sklaven, welche sich im Vorzimmer des Schlafgemaches oder Cubiculum aufhielten, durch das ganze Haus Zeichen, damit jedes Geräusch verstumme und nichts den Schlaf des Herrn störe.

Pfötzlich ward der Schlummer des jungen Schwelgers durch das Geheul des das Thor bewachenden Hundes und das Klatschen der Peitsche des Ostiarus unterbrochen.

Pilumnus fuhr auf und vernahm Geschrei und Drohungen von der Eintrittshalle her. Zornig erhob er sich und eilte dahin. Er fand hier den Unbekannten, welcher sich ruhig auf der Schwelle des Hauses niedergelassen hatte, während der Thürhüter mit seinem Hunde und noch einige andere Sklaven ihn zu entfernen suchten.

„Ich hatte versprochen, binnen einer Stunde in Deinem Hause zu sein,“ sagte er, als er den römischen Ritter erblickte. „Die Sklaven dort wollten mir aber nicht erlauben, vor Dich zu treten, nicht einmal, hier Dich zu erwarten.“

„Du darfst herein,“ sagte Pilumnus, der durch sein jähes Erwachen in äußerst üble Laune versetzt war, „weil Du mein Sklave bist; aber, da ein Sklave sich vergeht, wenn er den Schlaf seines Herrn stört, so wirst Du Deine Laufbahn mit der Gabel beginnen.“

Er ging in sein Schlafgemach zurück, während die Sklaven über ihren neuen Leidensgenossen herfielen, um die Befehle des Gebieters zu erfüllen.

„Ihr habt nicht nöthig, Gewalt anzuwenden,“ sagte dieser, „ich folge Euch.“

Er ging in der That ruhig mit ihnen, legte seine Kleider ab und bot sich ohne Klage, ohne das mindeste Zaubern, zum Abbüßen seiner Strafe dar. Ein gabelförmig gespaltener langer Holzklöß, mit einer Oeffnung für den Kopf, wurde ihm auf Brust und Schultern gelegt und seine Hände daran angeschlossen. Nachdem man den fremden Mann auf diese Weise in die Gabel eingezwängt, wurde letztere mit ihrem Stiel in einer zu diesem Zwecke in der Hofmauer angebrachten Oeffnung befestigt, und dann überließ man ihn sich selber.

(Fortsetzung folgt.)

Mosaik.

Scene aus dem Madrider Carneval (s. S. 140 u. 141).

Die Feier des Carneval, welche die öffentlichen Straßen und Plätze der Städte zum Schauplatz wäsht, auf dem sich das übermüthige, phantastische Maskentreiben im hellen Licht des Tages entfaltet, ist und bleibt eine Eigenthümlichkeit der romanisch-katholischen Nationen und hat namentlich Italien und Spanien ihren natürlichen Boden. Die sonst Alles nivellirende moderne Civilisation hat dem Volk der Städte dieser Länder den Geschmack daran nicht zu verleiden, die leidenschaftliche Lust nicht zu mindern vermocht. Die Venedig und Florenz, Rom und Neapel, so lassen sich auch Madrid, Sevilla und die anderen Hauptorte Spaniens ihren Straßencarneval nicht nehmen. Die letzten, der Fastnacht vorausgehenden drei Februartage sind es, während deren die auf ihre vornehm-ruhige Haltung, ihr feines gefittetes Betragen besonders stolze Bevölkerung Madrids in tollem Muthwillen alle Zügel abzuwerfen, alle sie sonst fesselnden Bande zu sprengen, den zur Schau getragenen Ernst, die Grandezza des Benehmens und der Haltung bei Seite zu legen scheint, um sich völlig der lustigen Narrheit hinzugeben und sich in ihr zu berauschen. — Die berühmte Promenade der spanischen Hauptstadt, der Prado, und nächst ihm die Plaza del Toros ist es, auf welche sich während dieser Zeit das carnevalistische Treiben vorzugsweise concentrirt. Während jener Februartage sind beide von einem ungeheuren Strome von Lustwandelnden und Equipagen belebt. Aber die wahre Gestalt der Männer, Frauen und Kinder, welche sich dann zu Wagen, Pferd und Fuße in diesen Aleeen bewegen und sie mit buntem Gedränge und rasendem Lärm erfüllen, birgt sich in Maskencostümen theils von der aberwitzigsten, theils von der kleidsamsten und gefälligsten Art. Von dem alten Maskenrecht, seine Wimmenschen, und seien es auch die schönsten stolzesten Damen, mit lebenswürdigem, lustiger Zubringlichkeit zu belästigen, wird ausgiebiger Gebrauch gemacht; aber man nimmt es nicht übel auf. Die Huldigung für die Reize der so Bedrängten, welche doch auch hier zu Grunde liegt, in wie barocken Formen sie sich auch äußert, verjöhnt selbst mit der Anstößigkeit der letzteren. J. Llobera, ein Meister jener modernen realistischen Malerschule, welche im Leben der Straßen wie der heutigen spanischen Gesellschaft die Lieblingsmotive und Gegenstände ihrer Kunst findet, schildert in der Originalaquarelle, die unser Holzschnitt reproducirt, mit köstlicher Frische, Lebendigkeit und glanzvoller Ton- und Lichtwirkung eine solche Scene aus dem Maskentreiben auf dem Madrider Prado. Die offene Equipage der beiden eleganten schönen Frauen, denen die weiße Spitzenmantille zum üppigen schwarzen Haar und den tiefdunkeln Augen wahrhaft reizend steht, ist auf dem Vordersteig mit drei hübschen Kindern verschiedenen Alters besetzt. Das mittelste (Knabe oder Mädchen?) trägt als einzige Kleidung, knapp über die jugendlichen Glieder geschmiegt, den braunen Tricot, um die Lenden den Pelz- oder Federbüsch, auf dem Haupt den Federbüsch, in den Ohren die großen Ringe, um den Hals die Ketten, die es als jungen Indianer kennzeichnen sollen. Ein Gewühl von grotesken Masken umgibt den Wagen. Zumeist aber werden seine amuthigen Insassen bedrängt durch einen Trupp von „Estudiantes“ in schwarzer, altspanischer Tracht, mit Köffel und Gabel, ihren Abzeichen, den quergelegten Dreimaßler, Guitare und Tambourin, mit deren Klän-

gen sie ihre Gefänge begleiten, in den Händen. In dieser Tracht und Ausrüstung hat eine Gesellschaft von solchen spanischen Studenten vor wenigen Jahren den sympathischen Enthusiasmus der verwöhnten kritischen Pariser erregt, vor welchen sie bei einem Gastspiel ihre charakteristischen nationalen Lieder erklingen ließ. Zwei von den übermüthigen Burtschen haben den Bedientritt des Wagens erstiegen; der Eine von ihnen bittet die schönen Damen mit vorgehaltenem Tambourin um eine milde Gabe. Ein anderer, zur Seite des Wagens, öffnet den Schlag desselben; andere Commilitonen stürmen drüber heran. Einer legt sogar die Hand auf den braunen Arm des kleinen Indianers. Aber all diese Zubringlichkeit ist doch nur harmlos, in solchen tollen Tagen erlaubter Scherz, heikeres Spiel und — Mäße. „Unbändig zwar schwelgt ein Geist in ihrer Mitten, doch durch die Rohheit fühl' ich edle Sitten.“ L. P.

b. Die Costüm-Ausstellung in der deutschen Kunstgewerbe-Halle zu Berlin. Sobald eine Kunsttechnik beginnt, mit selbstschöpferischer Leistungsfähigkeit aufzutreten, darf man ihr anerkennendes und förderndes Interesse nicht vorenthalten. Der Costüm-Ausstellung, welcher dieses Mal mit Spannung entgegengeesehen wurde, können diese einleitenden Worte als ihr äußeres Kriterium gelten.

Es ist die dritte dieser Ausstellungen dieser Art in den schönen Räumen des „rothen Schloßes,“ welche in den Vorjahren so viele Meinungs-bifferenzen wachgerufen, so vielen Anfechtungen und Satyren ausgesetzt gewesen sind. Die gestrengen Herren Aesthetiker und Sittenrichter birhten diesmal mit beruhigender Befriedigung die solide Geschmackrichtigkeit begrüßen, die sich fast ausnahmslos in den meisten ausgefleckten Toilettencompositionen offenbart; ob als Resultat der erziehlischen Mahnworte gegen die Absurdität und die Extravaganzen der Mode, welche ein Unisono der Entrüstung in unserer Damenwelt hervorriefen, lassen wir in Frage. Uns gereicht es zur Befriedigung, den graduellen Fortschritt dieser Ausstellungen betonen zu können: eigene Erfindung, individueller Geschmack geben Zeugniß, daß unsere Berliner Firmen gewillt sind, die durch schablonenhafte Nachbildungen fremder Erzeugnisse gewohnte oder bebingte Abhängigkeit aufzugeben. Unsere Großstadt, ein Emporium der Confectionsbranche wie auf dem Gebiet des Puz- und Modeschmuckes — kaum eine zweite Stadt Europas hat einen Export von solchem Umfange wie Berlin aufzuweisen — hat den moralischen Zwang dazu herausgeführt und mit Glück operirt. Hoffen wir, daß es den vereinten Bestrebungen des Directoriums und der Herren Aussteller gelingen werde, für fernere Expositionen eine noch regere Bethheiligung zu gewinnen. Daß freilich unsere beiden größten Firmen Bonwitt & Littauer und Mode-Bazar Gerjon sich denselben entziehen, ist ein fühlbarer Mangel vom erziehlischen Standpunkt aus aufgefaßt; denn neben vorwiegend Gutem zeigten sich auch Toiletten-gestaltungen, denen jegliches, für eine öffentliche Ausstellung vorbedingte Signalement fehlte.

Der Tableau der von Heymann & Roße und Hugo Ramminger zusammengestellten Toiletten haben wir in erster Linie zu gedenken; sie zeichnen sich durch Wahl der Stoffe und Farben wie durch gefälliges und ansprechendes Arrangement in Schnitt und Ausstattung aus. Ihnen wendet sich auch die Kunst des Publicans am ungetheiltesten zu, wie der achtjache Verkauf des Costüms „Touriste“ von Heymann & Roße am ersten Tage der Ausstellung beweist. Nicht minder ansprechend und gefällig ist ein Costüm derselben Firma für die Badesaison, von blau und olive kleincarrirtem Vigognestoff, mit Garnitur von blauem Sammet, bestehend in garnirtem Rock und Ueberkleid, sowie zwei Sommer-Costüme von Zephyrstoff und gemustertem satin. H. Ramminger excellirt in einem Costüm von schwarzem moirirtem satin und schwarzem Kaschmir, an dem besonders die frauchähnliche Taille und die schön drapirte Tunika zu würbigen sind, welche sich effectvoll von dem Unterkleid aus Seidenstoff abheben. Einer anderen Toilette dieser Firma aus rosa damas Pompadour und voile religieuse können wir ungetheilten Beifall nicht spenden, da der weiße voile zu hart erscheint zu jenem Stoff und zu den Schleifen von rosa und rothem Satinband. Größeres Gefallen erweckt dagegen die Sommertoilette „Favorite“ von carrirtem satin.

Durch gediegene Einfachheit sind neben diesen Firmen auch einzelne Compositionen von Beck, wie z. B. ein Costüm aus dunkelblauer Beige, und ein olivfarbenedes Costüm mit Paletot von W. Simon erwähnenswerth. Die Bizarrerien der beiden Sommertoiletten letztgenannter Firma, ein sogenanntes „Gemüsecostüm“ (die Zeichnung des Dessins besteht in reellem, der Kuchenkunst vertrautem Wurzelwerk von graugelblichem Ton auf schwarzem Grunde), ferner das aus Cretonne mit türkischen Schriftzeichen bedruckte Costüm können Anspruch auf Geschmack, wie der erstere Anzug, nicht erheben.

Die Firmen Beck, Brand und Schwerner haben auch auf dem Felde der Eleganz erfolgreichen Versuch gemacht; als solcher ist eine Robe von olivgrünem und bedrucktem satin, mit Garnitur von Sammet und feeller-Spitze, ferner ein Costüm aus Vigogne bleugabier und gestreiftem satin zu bezeichnen. Weniger zutreffend erscheint uns eine Salon-Robe von Rosenthal, für deren kostbaren Stoff uns die überreiche Stickerei von Schmelz und Wachsperlen auf der Schleppe gefahrdrohend erscheint. Mehr Zustimmung gewähren wir den schwarzen Costümen aus damas broché, Grenadine, den Trauer-Arrangements und Confectionsstücken von Sobersty, Weber, Rosenthal, sowie den praktischen Toiletten von Ranbauer, unter denen besonders ein Gartencostüm, seines einfachen Arrangements wegen, hervorzuheben ist. Andere hübsche Modelle stellten Bürenstein und A. Liedtke aus. E. Cohn ist durch einen elegant einfachen Paletot und ein geschmackvolles Reittkleid vertreten.

Von gleicher Mannigfaltigkeit und Abwechslung sind die Kopfbedeckungen, d. h. die Hüte, wenn auch die Zahl der Firmen keine so große ist wie in der Confectionsbranche. Gerstel, Pergamenter, B. Nürnberg und die Geschw. Janin, Posemann, Fritsche, M. von Seidlitz und Hering theilen sich in den Ruhm, ebenso Praktisches und Schönes wie Gebiegenes zur Schau gestellt zu haben.

S. Kochkunst-Ausstellung. Dem Beispiele Berlins, Hamburgs und anderer großer Städte folgend, hat nun auch Hannover in den Tagen vom 28. März bis zum 2. April in den schönen Räumen des Wallbrecht'schen Concerthauses seine Kochkunst-Ausstellung gehabt.

Die Ausstellung beschränkte sich nicht auf Erzeugnisse der Kochkunst; vielmehr war daneben den Bedarfsartikeln für Küche und Gastwirthschaft willig Raum gelassen und dieser Raum war von so zahlreichen und leistungsfähigen Ausstellern benützt worden, daß dieser Theil der Exposition sich nicht nur als der reichhaltigste, sondern auch als der interessanteste herausstellte und allgemeine Anerkennung erntete.

Zu bedauern war, daß die Hausfrauen Hannovers, die doch eines ausgezeichneten Rufes als Kochkünstlerinnen genießen, sich bei dieser Gelegenheit eine allzugroße Zurückhaltung auferlegt hatten; nur zwei Damen hatten Erzeugnisse ihrer Kunst ausgestellt: Frau

von Eydorf cyprische Rosen zur Garnirung größerer Schüsseln, Braten etc. und Fräulein von Krauch ein Bier-Gelee, beides treffliche kulinarische Leistungen und durch ehrende Anerkennung ausgezeichnet.

Küchenschefs größerer Hotels und Restaurants, sowie einige Confitseurs hatten die Ausstellung reichlicher, zum Theil mit wirklichen Meisterstücken besetzt. Als solches dürfte vor allen ein See-stück von W. Diezinger Erwähnung beanspruchen: ein auf einer von Seepflanzen durchwachsenden, von Fischen und Krebsen durchwogten Wasserfläche (von hellem Aspice) ruhendes Fischerboot (aus Fett), in welchem ein Lachs lag, dessen Schuppen aus Caviar und Mayonnaise gebildet waren, von Silberspießchen etc. durchstochen. Nicht weniger erwähnenswerth erschien (von demselben Meister) eine aus Talg und Stearin geformte Burg, von reicher Wiefenflur umgeben, auf der ein paar Spanferkel weideten und wühlten; ebenso eine Fasanen-pastete, mit dem Kopf und der Brust des schönen Vogels bis zur Lebenswahrheit ausgestattet und ein aus Niesenhummern gebildeter imponirender Aufzug in Pyramidenform: Werke, die dem Künstler verdienstermaßen einen ersten Preis eintrugen.

Dieselbe Anerkennung erwarben kulinarische Werke von Gschwind (Küchenschef des Continental-Hotel) und R. Beck (Küchenschef des Divoll): ersterer hatte eine vorzügliche Poularden-Gelatine geliefert, die in einer auf schön gearbeitetem Fettsockel stehenden, mit Blumen umwundenen und von einem Eichenlaubkranz gekrönten Vase ruhte. Herr Beck stellte einen aus Stearin und Talg geformten, reich decorirten türkischen Bau aus, mit Terrassen und Seen, auf welchen Schwäne schwammen, Gartengründen mit Wild und Geflügel — alles mit hoher technischer Vollendung und in bestem Geschmack ausgeführt.

Vor diesen Leistungen traten untergeordnete weit zurück und können daher hier übergangen werden. Unter den Bedarfsartikeln für die Küche ist ein von Prof. Heeren construirter Milchprüfer, sowie ein sehr praktischer Spülapparat für Gläser und eine ausgezeichnete leistungsfähige Wäschmangel mit Anerkennung zu nennen; nicht minder ein allen Hausfrauen zu empfehlender, praktisch eingerichtetes Küchentalender für das Jahr 1882 von E. Harbt & König in Hannover, reich an klar gehaltenen, mannigfaltigen und leicht zu executirenden Kochrecepten, sowie einer großen Auswahl von Speisezetteln, an deren Zusammenstellung sich eine sachverständige und sinnige kulinarische Kraft bewährt hat.

Entführung.* Feindessturm hat wild gewüthet — Ueber Hellas' Sonnenflur, — Und an Tempeln und Palästen — Hastet rohen Frevels Spur. — Ohne Scheu vor Göttern, Menschen, — Drang mit heutigerem Sinn, — Lobend die Barbaren-Notte — Auch in's Haus der Dichterin.

Leer die Stätte, — Alle flohen, — Leer an Schätzen das Gemach, — Und der Plünderer Flüche fliegen — Machtlos den Entwichnen nach. — Nur von hohem Riechgestalt — Schaute ernst voll Götterruh, — Melpomenens Marmorbildniß — Dem Barbarentreibern zu.

Drob ergrimmt wild der Gothe, — Ungefättigt von dem Raub; — Und das hehre Bild der Göttin — Sant zerschmettert in den Staub! — Schauernd kniet die Heimgekehrte — Zu den Trümmern in den Staub, — Händeringend, sprachlos trauernd, — Lange tiefsten Jammers Raub.

Schmückt dann die entweichten Räume — Neu mit Binden, Kränzen bunt, — Nührt die Leier fromm, und weinend — Flehet sie mit bleichem Mund: — „Hohe Göttin, meines Lebens, — Gnadenvolle Führerin, — Zieh' nicht von mir Deine Hände, — Bleib' mir Segenspenderin!

Laß nicht uns den Frevler hüßen, — Den verübt Barbaren-Hand, — Weib', o weibe nicht voll Zürnens — Hellas' gottgeliebtes Land! — Stets auf seinen Sonnenfluren — Raufst die Leier Dir zum Preis, — Niemals welken Deine Kränze, — Niemals dort Dein Lorbeerreis!“

Und aus unumwölkten Höhen — Laucht die Muse gnadenreich — Ihres Lieblings frommem Flehen, — Und die Lippe flüstert weich: — „Segen Dir, Du reine Seele, — Neuer Segen Deinem Haus, — Und der Dichtung Blüthe spritze — Doppelt reich aus Schutt und Graus!“

* S. d. Illustration S. 137.

Moderne Handarbeiten.

(Vgl. Seite 95 und 96.)

Die Vorliebe für matte und gebämpfte Farbentöne, welche in dem letzten Jahrzehnt hervorragende Künstler durch ihre Leistungen erweckt haben, beherrscht vorwiegend das Feld der Zimmerdecoration, wie die Bestrebungen talentvoller Decorateure bekunden, die der künstlerischen Geschmackrichtigkeit eines Makart und anderer zeitgenössischer bedeutender Maler folgen. Die Costüm-Ausstellung im „rothen Schloß“ bot uns Gelegenheit, einige derartig möblirte und decorirte Räume zu besichtigen; wir nehmen umso mehr davon Notiz, denn auch auf dem Gebiet der Handarbeiten dominiren die „Makartfarben.“

Es liegt eine eigenartige Stimmung in solchem Arrangement. Die durch gelblichgraue Gardinen und schwere bronzebraune Klischdraperien verhüllten Fenster halten jeden grellen Lichtstrahl ab; nirgend begegnet man einem lauten, unruhigen Farbenton; in der decorativen Anordnung der Stoffe und der Möbel macht sich niemals ein steifer, bisher gewohnter symmetrischer Aufbau bemerklich. Trotz des genialen Durchseinanders eines solchen Gemaches, gewinnt man den Eindruck stilvoller Einheit, denn Fauteuils, Divans, Kissen, kunstvolle Majoliken mit den so schnell beliebt gewordenen „Makarts-Bouquets,“ alles gestaltet sich zu einheitlicher Wirkung. Selbst die kleinen traulichen, durch eine niedrige spanische Wand abgegrenzten, einem Bouboir ähnlichen Räume, scheinbar so unmovirt, haben ihre Reize, wenn zufällig ein verlockendes Kaminarrangement zur Träumerei einladet.

Wenn nun auch die Anordnung eines solchen Gemaches Sache des



Abb. 1.

